

HERFRIED MÜNKLER

# Neues vom Imperium. Reflexionen in Anschluß an Montesquieu

## I.

Montesquieu hat, um es gleich vorwegzunehmen, dem Imperium als politischem Ordnungsmodell nicht viel abgewinnen können, er hat es sogar entschieden abgelehnt. Montesquiueus Ablehnung einer imperialen Ordnung hat historische, aber auch theoriesystematische Gründe, und es ist nicht immer leicht, beide voneinander zu trennen. Zunächst ist festzuhalten, daß zu Montesquiueus Zeit keine der europäischen Mächte nennenswerten imperialen Glanz entfaltet hat: Spanien hatte den Höhepunkt seiner Macht überschritten und stellte nach dem Krieg um die Erbfolge der bis Ende des 17. Jahrhunderts in Madrid regierenden Habsburger nur noch einen Schatten seiner einstigen Größe dar. Rußland hatte im Gefolge der petrinischen Reformen seinen Aufstieg zur imperialen Macht erst begonnen, und es war noch nicht absehbar, wohin dieser Weg führen würde.<sup>1</sup> Montesquieu war im Hinblick auf die politische Zukunft Rußlands eher skeptisch: »Der Zar«, schreibt er in *Mes Pensées*, »sorgt in seinen Staaten für Ordnung zum Wohle des Menschengeschlechts und nicht seines Reiches: Denn wenn dieses Reich zivilisiert, bewohnt, kultiviert wäre, könnte es unmöglich bestehen.«<sup>2</sup> Und das von Montesquieu ob seiner inneren Ordnung bewunderte England hatte seinen ersten imperialen Höhenflug zwar bereits begonnen, aber von den Zeitgenossen hatte noch keiner bemerkt, daß sich hier ein Weltreich herausbildete, das schon bald neben dem der Römer die größte Aufmerksamkeit der politischen Publizisten und Theoretiker auf sich ziehen würde.<sup>3</sup>

Was Montesquieu im Verlauf seiner Europareise, die ihn über Wien nach Ungarn und Italien, über die Schweiz und das Rheinland nach Holland und schließlich nach London führte, jedoch kennengelernt hatte, waren Armut und Elend an der imperialen Peripherie und Prosperität dort, wo man sich aus dem Imperium befreit hatte. Einerseits Süditalien,

1 Zum Niedergang des spanischen Weltreichs vgl. Bernecker, Walter L.: Spanische Geschichte, S. 61 ff.; zum Beginn einer an westlichen Vorbildern ausgerichteten Imperialität Rußlands vgl. Hosking, Geoffrey: Rußland, S. 77 ff.; allgemein zu Aufstieg und Niedergang der großen Reiche vgl. Münkler, Herfried: Imperien, passim.

2 Montesquieu: Meine Gedanken, S. 307 f.

3 Vgl. Ferguson, Niall: Empire, S. 60 ff.

namentlich Neapel: Das Leben einer ganzen Stadt war durch bitterste Armut und knechtischen Sinn gekennzeichnet, und in Montesquieus Augen war dies die Folge der Jahrhunderte langen spanischen Herrschaft über den italienischen Süden. Andererseits das blühende Wirtschaftsleben und der Wohlstand der Niederlande, die sich in einem mehr als achtzig Jahre währenden Krieg aus der spanischen Herrschaft heraus gekämpft hatten.<sup>4</sup> Daneben haben die Eroberung des Azteken- und des Inkareichs durch die spanischen Conquistadoren Montesquieus Vorstellung von imperialer Expansion zutiefst geprägt; wenn er über sinnlose Vergeudung von Menschenleben und Reichtum schreibt oder über Grausamkeit und Hinterlist, kommt er wieder auf sie zu sprechen.<sup>5</sup> Die Spuren des Spanischen Weltreichs sprachen für Montesquieu gegen die Ordnung des Imperiums.

Bot Spanien für Montesquieu die Nahanschauung imperialer Politik, dann Rom die Fernanschauung. Aber selbst die Römer, so Montesquieu in seinen Anfang der 1730er Jahre geschriebenen, freilich erst posthum veröffentlichten *Réflexions sur la monarchie universelle en Europe*, die die ganze Welt verwüstet hätten, um die erste Universalmonarchie zu errichten, seien nicht so barbarisch gewesen wie die Spanier, die alles zerstört hätten, um alles zu behalten.<sup>6</sup> Daß dabei schließlich nur ruinierte Länder übrig blieben, wie er es im Süden Italiens gesehen hatte, konnte Montesquieu also nicht verwundern. Dem Sprachgebrauch seiner Zeit entsprechend, verwendet er hier nicht den Begriff des Imperiums, sondern den der Universalmonarchie – eine Bezeichnung, die auf Campanella, Gattinara und natürlich Dante zurückgeht, welche die Vorstellung einer europaweiten und in diesem Sinne universalen Herrschaft als Lösung der innereuropäischen Konflikte und Kriege entfaltet hatten.<sup>7</sup> Für Dante hatte es sich dabei bloß um die Installierung kaiserlicher Oberhoheit und damit einer letztinstanzlichen und inappellablen Entscheidungsebene gehandelt, die das »Auskunftsmitel des Krieges« bei zwischenstaatlichen Konflikten überflüssig machen sollte, unterhalb derer jedoch die Könige, Fürsten und Städte weitgehende Selbständigkeit bewahrten; Mercurino Gattinara, Großkanzler Kaiser Karls V., war um einiges weiter gegangen und hatte die Vorstellung einer die politische Ordnung der Einzelstaaten durchdringenden kaiserlichen Oberhoheit entwickelt; Tommaso Campanella schließlich hatte daraus das Konzept einer spanischen Herrschaft über Europa gemacht, die die protestantische Häresie beseitigen und die Türken besiegen sollte.<sup>8</sup>

Was Campanella vorschwebte, war die Schaffung eines europäischen Megastaates, der über eine einheitliche Sprache und einheitliches Geld verfügte, der aufgrund der Zusammenfassung aller Kräfte Europas die Steuern senken konnte, den innereuropäischen Bür-

4 Zu Montesquieus Vorstellungen über den Zusammenhang von Politik und Wirtschaft vgl. Hereth, Michael: Montesquieu, S. 121–138; zur Europareise Montesquieus vgl. Desgraves, Louis: Montesquieu, S. 167–236.

5 Etwa Montesquieu: *Meine Gedanken*, S. 56 f.; ders.: *Vom Geist der Gesetze*, IV. 6., S. 56.

6 Montesquieu: *Réflexions sur la monarchie universelle*, S. 192–197.

7 Dazu Bosbach, Franz: *Monarchia universalis*, S. 35–121.

8 Dazu ausführlich Padgen, Anthony: *Instruments of Empire: Tommaso Campanella and the Universal Monarchy of Spain*, sowie Gollwitzer, Heinz: *Geschichte des weltpolitischen Denkens*, Bd. 1, S. 83–108.

gerkrieg beendete, den katholischen Glauben überall durchsetzte und anschließend die Türken nicht bloß auf dem Balkan hinter Donau und Save zurückdrängte, sondern durch die Rückeroberung Kleinasiens und Nordafrikas die drei Teile des ehemaligen Römischen Reiches wieder zusammenfügte. In Verbindung mit dem spanisch kontrollierten Amerika sollte dieser Machtblock dann zur Eroberung Asiens ansetzen, um die Idee der *Monarchia universalis* im globalen Maßstab zu verwirklichen – so Campanellas utopisches Projekt einer Neuordnung der Weltpolitik, das er als Gottes verborgenen Auftrag an Spanien ansah.

Im zeitlichen Abstand von mehr als einem Jahrhundert hat Montesquieu gegen die von Campanella entworfene Ordnung argumentiert und dabei ein grundlegend anderes Modell der politischen Ordnung Europas entworfen:<sup>9</sup> Europa als ein Pluriversum gleichberechtigter Staaten, freilich mit einem Hegemon, einer Vormacht an der Spitze, und dieser Hegemon konnte nach Montesquieus fester Überzeugung kein anderer sein als Frankreich. »Ich glaube nicht wie Ludwig XIV.«, notiert er in *Mes Pensées*, »daß Frankreich Europa ist, sondern die erste Macht in Europa.«<sup>10</sup> Der Sache nach unterscheidet Montesquieu also sehr genau zwischen Hegemonie und Imperium, wenn er ersteres als die Position der Vormacht unter prinzipiell Gleichen begreift und letzteres in seinen *Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence* als eine Macht definiert, die »nur von Meeren, Gebirgen und weiten Wüstengebieten umgrenzt« ist.<sup>11</sup>

Was Montesquieu hier der Sache, freilich nicht dem Begriffe nach, ins Auge faßt, ist der Unterschied zwischen einem Pluriversum von Staaten und dem Universalanspruch des Imperiums, wie er auch in Campanellas Entwurf der *Monarchia universalis* hervortritt. Staatlichkeit, heißt das, gibt es nur im Plural.<sup>12</sup> Der Territorialstaat, wie er in Europa zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert entstanden ist, kann nicht allein, sondern nur im Ensemble auftreten. Nur dann nämlich entstehen die spezifisch zwischenstaatlichen Grenzen, erwächst der eigentümliche Vereinheitlichungsdruck im Innern und ist das Strukturgeflecht sich wechselseitig als Gleiche anerkennender politischer Akteure möglich, an dem die für die völkerrechtliche Ordnung zentrale Kategorie der Reziprozität hängt. Imperialität dagegen gibt es, genau besehen, nur im Singular. Zwar hat es in der Geschichte immer wieder eine Koexistenz von mindestens zwei Imperien gegeben: Chinesisches und Römisches Reich, Britisches Empire und Zarisches Rußland, USA und Sowjetunion, aber seinem Geltungsanspruch nach hat jedes Imperium auf seiner Einmaligkeit und der universalen Gültigkeit seiner Prinzipien bestanden. Oder pointiert: Nur solange es darauf besteht und keinen anderen neben sich als Gleichen anerkennt, verteidigt es seinen Anspruch, ein Imperium und nicht eben ein Staat unter mehreren zu sein. Genau dies hat Montesquieu intuitiv

9 Zu Montesquieus Europavorstellung vgl. Mandt, Hella: »Die Freiheit Europas und die Knechtschaft Asiens«, S. 99 ff., sowie Böhlke, Effi: »Esprit de nation«, S. 245 ff.

10 Montesquieu: *Meine Gedanken*, S. 90.

11 Montesquieu: *Größe und Niedergang Roms*, S. 110. Montesquieu übernimmt diese Definition im übrigen fast wörtlich, wenn er die Despotie beschreibt; vgl. Montesquieu: *Vom Geist der Gesetze*, V. 14., S. 88.

12 Dazu ausführlich Münkler, Herfried: *Staatengemeinschaft oder Imperium*, S. 96 f.

erfaßt, als er schrieb, ein solches politisches Gebilde werde nur von Meeren, Gebirgen und Wüsten umgeben. Staaten grenzen an andere Staaten. Imperien verlieren sich in der Weite des Raumes.

Es hat also den Anschein, als könnten wir bei Montesquieu einiges über die spezifischen Merkmale von Imperien lernen, und das ist auch nötig, weil in den wissenschaftlichen wie publizistischen Arbeiten die Sensibilität für den Unterschied zwischen Staaten und Imperien verlorengegangen ist.<sup>13</sup> Das aber ist ein gefährliches Defizit, weil unter diesen Umständen das tatsächliche Agieren von Imperien falsch eingeschätzt wird und demgemäß die eigenen Handlungsspielräume auch falsch vermessen werden. Das hat sich zuletzt im Konflikt zwischen einigen europäischen Staaten und den USA vor dem Irakkrieg gezeigt. Montesquieu kann also als geistiger Führer dienen, wenn nachfolgend die Weltordnung nach dem Ende des Ost-West-Gegensatzes, die Rolle der USA in ihr, die Herausforderung der Europäer durch die instabile Peripherie des Kontinents im Osten und Süden usw. in Augenschein genommen werden sollen. Dabei geht es zunächst um Montesquieus Sicht seiner Gegenwart und der römischen Geschichte; daran anschließend soll eine etwas umfänglichere Perspektive auf Imperien entwickelt werden, die sich von dem absetzt, was sich üblicherweise in den Imperialismustheorien findet; anschließend geht es um die neuen Formen der Imperialität, die weitgehend von konkreten Territorien abgelöst sind, um abschließend zu fragen, ob wir Europäer in der gegenwärtigen Situation eher als Unterstützer oder als Gegner des US-amerikanischen Empire auftreten sollten.

## II.

Montesquieu optierte mit Blick auf Europa Zeit seines Lebens für ein Pluriversum gleichberechtigter Staaten, das freilich nicht durch ein System des Gleichgewichts ausbalanciert werden sollte, sondern unter der Kontrolle eines dem Staatensystem selbst angehörenden Hegemons, eben Frankreichs, stand. Das ist eine antibritische Perspektive der europäischen Staatenordnung, denn die Briten legten Wert auf ein Modell des Gleichgewichts ohne Hegemon, bei dem sie sich selbst in der komfortablen Situation des Züngleins an der Waage befanden.<sup>14</sup> Als Montesquieu seine Überlegungen niederschrieb, war diese Alternative politisch freilich noch nicht virulent. Das wird sie erst in der Zeit des Siebenjährigen Krieges zwischen Frankreich und England um die Vorherrschaft in Amerika, der parallel dazu auch in Europa ausgetragen wurde und bei dem der königliche Leser Montesquieus, Friedrich II. von Preußen,<sup>15</sup>

13 Das Desinteresse an dieser Unterscheidung hat sich zuletzt sicherlich auch auf die verbreitete Diagnose vom Ende der Imperien gestützt; vgl. dazu etwa Demandt, Alexander: *Die Weltreiche in der Geschichte*, S. 223 f.; als eine der wenigen komparativ angelegten Arbeiten zu Imperien ist zu nennen: Doyle, Michael: *Empires*, insbes. S. 30 f.

14 Dazu Vagts, Alfred: *Die Chimäre des europäischen Gleichgewichts*, insbes. S. 148 f.

15 Zu Friedrichs Montesquieu-Rezeption vgl. Herdmann, Frank: *Montesquieu im Urteil Friedrich des Großen*, S. 124–128.

als Festlandsdegen der britischen Politik agierte und dafür mit Subsidien durchhaltefähig gemacht wurde. Das »Mirakel des Hauses Brandenburg« ist, bei Lichte besehen, auch ein Ergebnis britischen Geldes.

Wie auch immer: An eine politische Neuordnung Europas nach dem Modell eines Imperiums war während des 18. Jahrhunderts nicht zu denken. Erst mit Napoleon eröffneten sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts solche Perspektiven, aber das ist nicht der Zeitraum, um den es hier geht. Die Imperiumsbildung europäischer Staaten findet also in einer bis dahin eher ungewöhnlichen Form statt, nämlich in der Form von Kolonialimperien, was heißt, daß diese politischen Gebilde in Europa als *Staat*, außerhalb Europas aber als *Imperium* agierten. Das war nicht gänzlich neu und galt in mancher Hinsicht bereits für Portugal und Spanien, aber während es im 16. und 17. Jahrhundert weitgehend auf die iberische Halbinsel beschränkt blieb, erfaßte es nun ganz Westeuropa. Das änderte jedoch nichts daran, daß in den 30er und 40er Jahren des 18. Jahrhunderts, als Montesquieu seine Werke schrieb, an eine imperiale Neuordnung Europas nicht zu denken war. Wenn Montesquieu Imperien beobachtete, dann in der außereuropäischen Welt, vor allem in Asien. Die alte Entgegensetzung zwischen Europa und Asien findet sich bei ihm wieder in der Gegenüberstellung von europäischen Staaten und asiatischen Imperien, und entsprechend seiner Vorstellung von dem allen institutionellen Arrangements zugrunde liegenden *esprit* führt Montesquieu dies im einen Fall auf den Geist der Freiheit und im anderen auf den Geist der Unterwürfigkeit zurück.<sup>16</sup> Imperialität und Despotie werden für ihn dabei im wesentlichen eins.

Nun ist diese Kontrastierung von Europa und Asien sicherlich nichts für Montesquieu Spezifisches. Allenfalls ist sie ein Knoten in einem das europäische politische Denken wie ein roter Faden durchziehenden Strang, in dem okzidentale Freiheit und orientalische Despotie einander gegenübergestellt werden. Das beginnt in Herodots *Historien*, wo die griechische Freiheitsliebe prägnant mit der Proskynese der Perser kontrastiert wird, und führt bis zu der marxistisch angeleiteten Studie Karl August Wittfogels über die orientalische Despotie, die als Ergebnis der hydraulischen Produktionsweise, also der Bewässerungswirtschaft in den großen Stromtälern, begriffen wird.<sup>17</sup> Die Freiheit ist dagegen das Produkt des europäischen Regenwaldes. Das hätte Montesquieu wahrscheinlich zugesagt, hat doch auch er die Freiheit als das Produkt der Wälder Germaniens angesehen. Freiheit ist für Montesquieu – im Unterschied zu dem Marxisten Wittfogel – jedoch nicht unmittelbar aus der Organisation des Arbeitsprozesses, sondern vielmehr aus einer genuinen Sittlichkeit herzuleiten, die freilich permanent durch die Verlockungen von Reichtum und Luxus bedroht wird.<sup>18</sup> Zugespitzt könnte man also sagen: Es sind Distribution und Konsumtion, an denen sich in Montesquieus Augen die Frage von Despotie oder Freiheit entscheidet. Die Reichtümer und der

16 Vgl. Mandt, Hella: »Die Freiheit Europas und die Knechtschaft Asiens«, S. 101 f., sowie Böhlke, Effi: »Esprit de nation«, S. 85 ff.

17 Wittfogel, Karl August: Die orientalische Despotie; zur Unterscheidung der europäischen Geschichte als eine kleinräumiger Ordnungen von den Großreichen Asiens vgl. auch Jones, Eric Lionel: Das Wunder Europa, S. 98 ff. und 201 ff.

18 Vgl. Böhlke, Effi: »Esprit de nation«, S. 150 ff.

Luxus des Orients sind die eigentliche Bedrohung der politischen Freiheit – dieses zentrale Motto des politischen Republikanismus, das Montesquieu bei den Historikern der späten Römischen Republik kennengelernt hat, durchzieht auch sein Denken. Vor allem in den *Considérations* findet sich dafür eine Fülle von Beispielen.<sup>19</sup>

Es ist das Zusammenfließen von großem Reichtum und politischer Macht, die zur Basis der Vorstellung vom Imperium wird. Ein Volk, das sich in die Verfügung imperialer Macht gesetzt hat, wird dadurch, mag es zuvor noch so sittenstreng gewesen sein, moralisch korrumpiert, wie man, so Montesquieu, am Beispiel der Römer sehen könne. Deswegen sieht Montesquieu den Bruchpunkt der römischen Geschichte, den Einstieg in die Entwicklung des Imperiums, auch nicht am Ende des Zweiten Punischen Krieges, also in der Niederwerfung Karthagos, sondern in der Expansion nach Osten, in den Siegen über Perseus und die Seleukidenherrscher. Es waren die unermesslichen Reichtümer des Ostens, die Rom moralisch korrumpiert und politisch ruiniert haben und von denen es sich besser ferngehalten hätte. Aber, so Montesquieu: »Die befreundeten und verbündeten Völker ruinierten sich allesamt durch die ungeheuren Geschenke, die sie den Römern machten, um deren Wohlwollen zu erhalten oder um ein noch größeres zu erlangen. [...] Als Herren der Welt setzten sie [die Römer] sich in den Besitz all ihrer Schätze. [...] Bald riß auch die Habgier einzelner an sich, was der staatlichen Habsucht entgangen war.«<sup>20</sup> Rom zerfiel in Bürgerkriegen, und um diese zu beenden, mußte es sich selbst zum Opfer kaiserlicher Willkür machen. So lautet Montesquieus Diagnose.

Wohl gemerkt: Montesquieu sagt nicht, Rom habe den Osten erobert, um sich in den Besitz von dessen Reichtümern und Schätzen zu bringen. Der Vermögenstransfer von Ost nach West war eine Folge der militärischen Expansion Roms, nicht deren Antrieb und Motiv. Das unterscheidet Montesquieus Sicht von den Imperialismustheorien des frühen 20. Jahrhunderts, von Hobson, Hilferding, Luxemburg, Lenin und Sternberg, wo der Trieb der Vermögensvermehrung bzw. der Zwang der Kapitalakkumulation zum eigentlichen Erklärungsansatz der Imperienbildung wird.<sup>21</sup> Diese Sichtweise hat sich dann durchgesetzt: Fast immer und überall wird Imperiumsbildung als das Ergebnis imperialistischer Bestrebungen in den Zentren der expansionsfähigen Macht angesehen, und diese imperialistischen Bestrebungen sind, so die vorherrschende Vorstellung, durch Habsucht und Geldgier motiviert. Paradigmatisch gebündelt findet sich diese Auffassung zuletzt in der Parole »Kein Blut für Öl«. Auch bei Montesquieu trifft man mitunter auf diese Sichtweise, freilich eingeschränkt auf die Spätphase der Imperiumsgeschichte und nicht als Motiv der Imperiumsbildung. Ich möchte Montesquieu im weiteren darum dazu nutzen, aus dem Bann der Imperialismustheorien herauszukommen, die auf ökonomische und psychologische Erklärungsfaktoren setzen. Es geht aber darum, die genuin politische Komponente von Imperiumsbildung wieder in den Blick zu bekommen.

19 Montesquieu: Größe und Niedergang Roms, S. 107f., 113f.

20 Ebenda, S. 44.

21 Zusammenfassend Mommsen, Wolfgang J.: Imperialismustheorien, S. 27–48, sowie ausführlich Schröder, Hans-Christoph: Sozialistische Imperialismusdeutung, passim.

Zunächst aber noch einmal zurück zu den Gründen, die Montesquieu in seinen *Réflexions sur la monarchie universelle* dafür geltend macht, daß es in Europa nach dem Untergang des Weströmischen Reichs nicht mehr zu einer stabilen und länger währenden Großreichsbildung gekommen ist. Der erste Grund, den er dafür angibt, ist die ähnliche Kriegstechnik aller europäischen Nationen, was zur Folge hatte, daß selbst für kleine Eroberungen ungeheure Anstrengungen unternommen werden mußten.<sup>22</sup> So haben sich die Anläufe zu Großreichsbildungen schon frühzeitig erschöpft. In heutiger Terminologie heißt das, daß vor allem in militärischer Hinsicht die innereuropäischen Konstellationen keine hinreichend starken Asymmetrien aufwiesen, die als Ausgangspunkt einer folgenreichen Imperiumsbildung hätten dienen können.<sup>23</sup> Die europäischen Konstellationen waren militärisch zu symmetrisch, und im Bereich der Waffentechnik gab es eine zu schnelle Proliferation der Innovationen, die einen dauerhaften militärtechnischen Vorsprung hätten sichern können, als daß eine Imperiumsbildung qua Eroberung möglich gewesen wäre. Das läßt sich an der raschen Verbreitung der für den Guß leichter und doch leistungsfähiger Kanonen erforderlichen Technologie innerhalb Europas zeigen. Weder den Engländern noch den Schweden, die hier zeitweilig erhebliche Vorsprünge hatten, ist deren Wahrung durch aktive Nonproliferation gelungen, und selbst wenn sie es versucht hätten, hätten die Niederländer, die mit allem handelten und für fast ein Jahrhundert der Umschlagplatz für die besten Kanonen waren, dies zunichte gemacht.<sup>24</sup> Die politisch-militärischen Konstellationen Europas, so Montesquieus erstes Argument, erlaubten nicht die Entwicklung starker Asymmetrien, die als Basis einer Großreichsbildung hätten dienen können.

Aber wäre eine auf Eroberung fußende Großreichsbildung, wenn sie denn zu Montesquieus Zeiten möglich gewesen wäre, überhaupt wünschens- oder anstrebenswert gewesen? Nein, denn, so Montesquieus zweites Argument, Macht begründet sich inzwischen nicht mehr auf Krieg bzw. Sieg und Eroberung im Krieg, sondern auf Reichtum, der durch Industrie und Handel hervorgebracht wird. Montesquieu antizipiert darin die Beobachtungen vor allem italienischer Ökonomen des 18. Jahrhunderts, namentlich Antonio Genovesi, aber auch Pietro Verris und Cesare di Beccarias, denen zufolge Großräume nicht mehr durch politische Macht, sondern durch Handel effektiv integriert werden. Genovesi, der seit Mitte der 1750er Jahre einen Lehrstuhl für Ökonomie an der Universität Neapel innehatte, konnte dort die Folgen der auf politische Macht gegründeten spanischen Imperialpolitik in Süditalien eingehend studieren.<sup>25</sup> In seiner *Histoire philosophique et politique des deux Indes* hat dann Abbé Raynal die bei Genovesi, Montesquieu u. a. zu findende Kritik am Spanischen Imperium noch weiter zugespitzt, indem er Spanien zum Gegenbild der modernen aufgeklärten *commercial society* machte und es als den Widersacher des menschlichen Fortschritts darstellte.<sup>26</sup>

22 Montesquieu: *Réflexions sur la monarchie universelle*, S. 192 f.

23 Dazu Münkler, Herfried: *Imperien*, S. 41 ff.

24 Vgl. Cipolla, Carlo M.: *Segel und Kanonen*.

25 Vgl. Pribram, Karl: *Geschichte des ökonomischen Denkens*, Bd. 1, S. 175 ff.

26 Dazu Gollwitzer, Heinz: *Geschichte des weltpolitischen Denkens*, Bd. 1, S. 270 ff.

Mit dem menschlichen Fortschritt hat Montesquieu freilich nicht argumentiert. Das wurde erst im späten 18. Jahrhundert üblich. Aber die Effektivitätsvorteile und Liberalitätsgewinne der *commercial society* hat auch er gesehen. Was Montesquieu jedoch infolge seiner Fixiertheit auf Rom und Spanien als Muster von Weltreichsbildung übersehen hat, war der Umstand, daß Imperien keineswegs nur durch Eroberung zustande kommen, sondern ebenso auch durch Handel entstehen können, der sich zu politisch gesicherten Handelsräumen verdichtet.<sup>27</sup> Hätte sich Montesquieu stärker mit den portugiesischen und niederländischen *seaborn empires* beschäftigt, wäre ihm das kaum entgangen, und er hätte womöglich sogar die Anfänge des Britischen Empires in den Blick bekommen. Wenn Montesquieu über Imperien sprach, hatte er im wesentlichen Kontinentalimperien im Auge.

Es gibt schließlich noch ein drittes Argument, das Montesquieu in seinen *Réflexions* dafür ins Feld führt, warum es in Europa nach dem Ende Roms nur noch zu instabilen und wieder schnell zerfallenden Großreichsbildungen gekommen ist: das Fehlen einer absoluten Autorität im Innern, also die Wirkung jenes Prozesses der Gewaltenteilung, den Montesquieu in *De l'Esprit des lois* nicht nur beschrieben, sondern auch als Lösung für das Problem einer Verbindung von Stabilität und Freiheit normativ ausgezeichnet hat.<sup>28</sup> Montesquieu hat sich die Entstehung von Imperien nur auf der Basis einer schrankenlosen Machtkonzentration im Innern vorstellen können. Auch dies dürfte ein Ergebnis der Beschränkung seines imperialen Beobachtungsfeldes auf Spanien und insbesondere Rom gewesen sein. Spanien galt in Europa damals als das Paradigma absolutistischer Herrschaftsausübung, und aus dieser Position ist es ideengeschichtlich erst später durch Frankreich verdrängt worden. Noch wichtiger war für dieses Argument aber das Beispiel Roms, bei dem seit den politischen Autoren der Renaissance die Entstehung des Imperiums und der Untergang der Republik enggeführt wurde. So auch bei Montesquieu, wenn er in den *Considérations* schreibt: »Solange das römische Volk nur von seinen Tribunen verdorben wurde, denen es nicht mehr Macht übertragen konnte, als es selbst besaß, konnte der Senat sich ohne Schwierigkeit verteidigen, weil er mit Beständigkeit handelte, während das Volk fortwährend vom Extrem begeisterter Aufwallung in das Extrem kläglicher Schwachheit fiel. Als aber das Volk seinen Günstlingen eine furchtbare Machtvollkommenheit nach außen geben konnte, wurde alle Klugheit des Senats nutzlos, und die Republik war verloren.«<sup>29</sup> Für Montesquieu war es die imperiale Expansion, die die Römische Republik zugrunde gerichtet hat.

Es sind also im wesentlichen drei antiimperiale Argumente, derer sich Montesquieu bedient: Er erklärt – *erstens* – das Scheitern von Imperiumsbildungen in Europa nach dem Untergang Roms mit dem Fehlen militärischer Asymmetrien, die weiträumige Eroberungen erst möglich gemacht hätten. Das ist das Argument der Unmöglichkeit. Er vergleicht – *zweitens* – die Integration von Großräumen durch politische Macht und ökonomischen Austausch miteinander und kommt zu dem Ergebnis, daß politische Macht ineffektiv ist, weil sie bei zu hohen Kosten zu geringe Erfolge zeitigt. Das ist das Argument der Dysfunk-

27 Dazu Münkler, Herfried: Imperien, S. 157 ff.

28 Montesquieu: Vom Geist der Gesetze, XI. 6.

29 Montesquieu: Größe und Niedergang Roms, S. 57.

tionalität. Und schließlich untersucht er – *drittens* – den Zusammenhang zwischen äußerer Expansion und inneren Machtarrangements und kommt zu dem Ergebnis, daß Imperiums-bildung zwangsläufig die innere Freiheit destruiert und zu absolutistischen Machttagglomerationen führt. Das ist das Argument der politischen Nichtwünschbarkeit.

### III.

Sind Montesquieus Argumente am Anfang des 21. Jahrhunderts noch stichhaltig, oder müssen sie relativiert und abgeschwächt werden? Immerhin sind auf der faktischen Ebene eine Reihe von Veränderungen zu beobachten, die auch für den Kern der Montesquieuschen Argumentation folgenreich sein müßten. So läßt sich der Problemhorizont der Frage nicht mehr, wie bei Montesquieu, auf Europa begrenzen, sondern die Frage nach dem Imperium muß von Anfang an in globaler Perspektive gestellt werden. Die Montesquieusche Zweiteilung zwischen Asien und Europa ist so nicht mehr möglich – wenn sie denn zu Montesquieus Zeit möglich und zulässig war. Immerhin war eine ihrer Folgen die Nichtwahrnehmung des britischen wie des französischen Kolonialimperiums durch Montesquieu. Entscheidend aber ist, so die *erste* Gegenbeobachtung, daß sich die Symmetrie-Asymmetrie-Konstellationen fundamental verändert haben: Hatte der Ost-West-Konflikt und das nukleare Patt der beiden Supermächte noch einmal eine weitgehende Symmetrie dargestellt, so ist seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion und dem Aufstieg der USA zur einzig verbliebenen Supermacht eine stark asymmetrische Konstellation entstanden, in der die USA über ein militärisches Drohpotential verfügen, dem sich keine andere Macht gänzlich entziehen kann. Die einzig ernst zu nehmende Gegendrohung ist inzwischen die mit eigenen Atomwaffen, weswegen in jüngster Zeit ein neuerlicher Wettlauf um Nuklearwaffen und Trägersystemen in Gang gekommen ist. Aber eine Resymmetrierung der militärischen Konstellationen durch systematische Proliferation, an deren Ende jeder Staat mehrere mit Atomsprengköpfen bestückte Interkontinentalraketen in seinem militärischen Portfolio hätte, ist keine sonderlich attraktive Alternative zur Asymmetrie. Kurzum: Es sind Asymmetrien entstanden, die den USA eine weltweite Interventionsfähigkeit verleihen und von denen wir im Prinzip nicht wollen können, daß sie durch das Nachziehen anderer Akteure zum Verschwinden gebracht werden.

Entscheidend für die Entstehung der Asymmetrien war aber nicht so sehr der Zusammenbruch der Sowjetunion als vielmehr die von den USA forcierte *Revolution in Military Affairs*, also die Nutzung des von der Mikroelektronik getragenen Innovationsschubs für neue Waffensysteme, in deren Gefolge mechanisierte gepanzerte Verbände mit großer Feuerkraft (und dementsprechend auch erheblichem Nachschubbedarf) dramatisch an Bedeutung verloren haben, während mit Präzisionswaffen bestückte Kampfflugzeuge und aus dem Weltraum gesteuerte Lenkwaffen gefechtsfeldbeherrschend geworden sind. Die Folgen dessen zeigten sich erstmals beim Golfkrieg von 1990/91, als es den US-Streitkräften bei minimalen eigenen Verlusten gelang, die irakischen Einheiten in und um Kuwait, die damals immerhin die fünftstärkste Armee darstellten, innerhalb von 48 Stunden zu zerschla-

gen. Danach war auch den Marschällen in Moskau klar, daß ihre gewaltigen Panzerarmeen nichts mehr wert waren. Das Militärzeitalter des Stahls war zu Ende gegangen und durch das der Mikrochips abgelöst worden – und darin besaßen die USA einen uneinholbaren technologischen Vorsprung. Im Gefolge dessen wurden fünf Zentralkommandos eingerichtet, die inzwischen für den globalen Anspruch der USA auf weltweite militärische Interventionsfähigkeit stehen. Es sind dies CENTCOM für den Mittleren Osten und Zentralasien, PACOM für den pazifischen Raum, EUCOM für Europa, SOUTHCOM für Südamerika und NORTHCOM für Kanada, die USA selbst, Mexiko und die Karibik.<sup>30</sup> Man hat die an der Spitze des jeweiligen Regionalkommandos stehenden CINCs (»Commanders-in-Chief«) mit den römischen Prokonsuln der spätrepublikanischen Zeit verglichen, die die faktischen Herren der von ihnen verwalteten Provinzen waren.<sup>31</sup> Wie auch immer: Montesquieus Unmöglichkeitsargument bei der Frage nach der Konsolidierung imperialer Macht in Europa war die Antwort auf eine *quaestio facti*, und diese Antwort lautet heute anders: Ja, die kriegstechnische Überlegenheit der USA ist so groß, daß es keinen ihnen auch nur entfernt ebenbürtigen Konkurrenten gibt. Ob dies auch für die politische und ökonomische Macht gilt, steht auf einem anderen Blatt.

*Zweitens* ist da Montesquieus Dysfunktionalitätsargument, wonach eine Imperiumsbildung mit den Mitteln militärischer Gewalt einer handelspolitischen Integration von Großräumen unterlegen sei. Dieses Argument ist seit dem Eintritt Großbritanniens in den zweiten imperialen Zyklus brüchig, also seit der nach dem Verlust der nordamerikanischen Kolonien erfolgten Neuausrichtung des Imperiums entlang des Seeweges England, Gibraltar, Suez, Aden, Indien. Großbritannien entwickelte sich als seegestütztes Handelsimperium, ohne unter der notorischen militärischen Schwäche des portugiesischen und des niederländischen Handelsimperiums zu leiden. Grundsätzlich haben Seeimperien eine günstigere Struktur der Beherrschungskosten als Kontinentalimperien. Seeimperien verbinden nämlich regionale Formen des *Self-government* mit einer ökonomischen Integration des imperialen Großraums, in deren Gefolge die einzelnen Teile des Imperiums ein starkes Interesse an dessen Fortbestand als Ganzes entwickeln, weil sie selbst bei für sie schlechten *Terms of trade* davon profitieren.<sup>32</sup> Kontinentalimperien sind dagegen auf die direkte Verwaltung der Teile seitens der Zentrale angewiesen, und die gefährdeten Peripherien müssen durch eine ständige Militärpräsenz gesichert werden. Seeimperien sind eher kostengünstig zu administrieren, während Kontinentalimperien gewaltige Unterhaltskosten verursachen. Das zeigt sich schon an den militärischen Kontroll- und Sicherungsmitteln: Landstreitkräfte müssen in den gefährdeten Provinzen in hinreichend großer Zahl permanent stationiert sein, um Bedrohungen von außen abzuwehren und innere Separationsbestrebungen zu unterdrücken; Flottenverbände dagegen können schnell und kostengünstig von einem Teil des Imperiums in einen anderen verlegt werden. In dieser Kostenrelation sind das Zarische Rußland dem Britischen Empire und die Sowjetunion den USA immer unterlegen gewesen.

30 Dazu ausführlich Johnson, Chalmers: Der Selbstmord der amerikanischen Demokratie, S. 205 ff.

31 Ebenda, S. 168, 174.

32 Dazu Münkler, Herfried: Imperien, S. 82 ff.

Montesquieus Vorstellung von Imperienbildung und imperialer Kostenstruktur ist also für die heutigen Verhältnisse zu eng, und im Prinzip war sie dies bereits mit Blick auf die Konstellationen des 19. Jahrhunderts. Imperienbildung allein durch Eroberung und mit den Mitteln militärischer Gewalt war bereits zu dieser Zeit antiquiert; längst war ihr Imperienbildung durch die ökonomische Durchdringung von Räumen zur Seite getreten. Die wichtigsten Instrumente, mit denen Großbritannien sein Imperium zusammenhielt, waren die Überlegenheit seiner Flotte und die Leitwährungsfunktion des Pfund Sterling. Letzteres hat bei der Sicherung des Britischen Weltreichs eine ebenso wichtige Rolle gespielt wie die Kriegsmarine, und als London seine Rolle als führender Bankplatz der Welt an Washington abgeben mußte, war dies ein Indikator dafür, daß auch die imperiale Rolle der Briten auf die USA übergehen werde. Auch für die USA gilt, daß ihre imperiale Stellung nicht nur am Militärpotential, sondern auch am Dollar als internationaler Leitwährung hängt, zumal diese Währungsdominanz die Voraussetzung nicht nur für die Finanzierung von Außenhandelsdefiziten der USA durch andere Länder ist, sondern auch für ihren beherrschenden Einfluß auf die Weltbank und den Internationalen Währungsfonds. Für all dies hatte Montesquieu keinen Blick, weil der Reichtum Roms für ihn das Ergebnis der Schätze des Ostens war und die Zahlungsfähigkeit Spaniens am Zufluß des amerikanischen Silbers hing. Montesquieus Dysfunktionalitätsargument, das die Integration von Räumen durch Handel gegen deren militärische Eroberung und Kontrolle ausspielte, steht inzwischen auf schwachen Füßen, wenn es nicht gänzlich zusammengebrochen ist. Die Imperiumsbildung der USA stützt sich eher auf ökonomische und ideologische Macht als auf die des Militärs.

Aber warum hat Montesquieu nicht den Handel als eine Form der Imperiumsbildung zu erkennen vermocht? Zwar hat er ihn durchaus als eine imperiale Ressource in den Blick bekommen, aber er hat ihm nicht viel zugetraut. In der Gegenüberstellung von Rom und Karthago nämlich, die er in den *Considérations* vornimmt, weist er den Römern politische und militärische Tugenden, den Karthagern dagegen Reichtum und Handel zu. Die Niederlage Karthagos sprach gegen Imperiumsbildung durch Reichtum und Handel: »Karthago war sogar darin, daß es mit seinem Reichtum den Krieg gegen die römische Armut führte, im Nachteil. Gold und Silber erschöpfen sich, aber Tugend, Ausdauer, Kraft und Armut gehen nie zur Neige.«<sup>33</sup> Und einige Absätze später: »Die durch Handel entstandenen Mächte können bei mittelmäßiger Ausdehnung lange bestehen, ihre Größe dagegen ist nur von kurzer Dauer. Sie werden nach und nach größer und mächtiger, ohne daß jemand dies bemerkt, denn sie vollbringen keine aufsehenerregenden Taten, die ihre Macht verraten. Aber wenn es soweit gekommen ist, daß man nicht mehr umhin kann, sie zu bemerken, dann sucht jeder, dieser Nation einen Vorteil wegzunehmen, den sie [...] nur durch Überrumpelung gewonnen hat.«<sup>34</sup> Einmal mehr hat sich Montesquieu durch seine Fixierung aufs römische Modell der Imperiumsbildung täuschen lassen.

33 Montesquieu: Größe und Niedergang Roms, S. 21.

34 Ebd., S. 23.

In diesem Zusammenhang verdient es Erwähnung, daß die britische Aristokratie lange gezaudert hat, ob sie sich eher in der Nachfolge Karthagos oder derjenigen Roms sehen sollte. Natürlich war der historische und literarische Glanz Roms überaus anziehend, aber gegen die Vergilsche Lobpreisung des Weltreichs stand stets die Skepsis des Tacitus angesichts der inneren Folgen machtpolitischer Expansion. Aristokratien, die auf den Spuren Roms wandelten, mußten den Verlust von Macht und Einfluß fürchten. Lange Zeit hatte man in England angesichts der Kontrastierung von karthagischer Handelsmacht und römischem Territorialimperium die Position Roms durch Frankreich besetzt gesehen, und wiewohl ab 1707 der Begriff *British Empire* Verbreitung fand, blieb die Rom-Karthago-Frage im 18. Jahrhundert offen.<sup>35</sup> Erst nach dem Zusammenbruch des Zweiten Französischen Kaiserreichs wurde in England das eigene Empire mit Blick auf das *Imperium Romanum* beschrieben. Man kann also nachvollziehen, warum Montesquieu dieser Gestaltwandel von Imperialität am Anfang der Moderne entgangen ist.

Fassen wir zusammen: Die Macht und Bedeutung eines Imperiums läßt sich kaum über die Summe der von ihm eroberten und kontrollierten Quadratkilometer definieren, denn damit wäre das Mongolenreich in der Zeit von Dschingis und Mönke Khan das größte je errichtete Weltreich gewesen. Tatsächlich hat es dieselben Räume umfaßt, die Zbigniew Brzezinski vor einiger Zeit als die einzige für die USA gefährliche antihegemoniale Koalition ausgemacht hat: die Verbindung von China, Rußland und dem Iran.<sup>36</sup> Aber dieses Steppenimperium hatte nur wenige Jahrzehnte Bestand, und bleibende Spuren, die den Weltreichsbildungen der Römer und Chinesen oder der Osmanen und Briten vergleichbar wären, hat es nicht hinterlassen.<sup>37</sup> Dafür hat es Hochkulturen, die auf seiner Expansionsbahn lagen, zertrümmert und dafür gesorgt, daß sie sich nach dem Abzug der Mongolen nicht mehr zu erholen vermochten. Was von den Mongolen in Erinnerung geblieben ist, sind ihre beeindruckenden militärischen Fähigkeiten, die Schlagkraft ihrer Reiterverbände und die frappierende Fähigkeit, deren Bewegungen großräumig zu koordinieren. Was ihnen aber völlig abging, war jener *Brain drain* aus der Peripherie ins Zentrum, der gerade für stabile, lange währende und kostengünstige Imperien typisch ist.

Es ist der kulturelle Glanz – und wir Heutigen müssen hinzufügen: die Spitzenstellung in der Wissenschaft und Höchstleistungen im Sport –, der die Attraktivität eines Imperiums ausmacht und dazu führt, daß es alle, die sich dazu berufen fühlen, in die Metropolen des imperialen Zentrums zieht. In Rom begann dies mit den Vertretern der mittleren Stoa, Panaitios, Polybios u. a., die die ersten einer von nun an immer größeren Zahl von Intellektuellen waren, die von Griechenland nach Rom strömten, um dort Ansehen und Einfluß zu gewinnen. Das scheint sich im übrigen im Verhältnis der Europäer zu den USA heute zu wiederholen. Europäische Studenten können gegen das US-Empire so viel demonstrieren, wie sie wollen, und ihre Professoren können ihnen dabei immer neue Grußadressen zukom-

35 Vgl. Vance, Norman: Vom *Mare nostrum* zu Kiplings »The Seven Seas«, insbes. S. 88 ff.

36 Brzezinski, Zbigniew: Die einzige Weltmacht, S. 169 ff.

37 Einen zusammenfassenden Überblick zur mongolischen Weltreichsbildung bietet Weiers, Michael: Geschichte der Mongolen, S. 45–114.

men lassen – solange ihre Bildungseinrichtungen an denen der USA gemessen und bewertet werden, ist die imperiale Dominanz der USA anerkannt.

Es ist erstaunlich, daß Montesquieu kulturelle Attraktivität als Ressource imperialer Herrschaft weitgehend übersehen hat. Schließlich kann man kaum behaupten, es handele sich dabei um eine erst in jüngster Zeit zu beobachtende Entwicklung, denn bereits bei Thukydides findet man die Feststellung, Athen sei in der Zeit der ersten Thalassokratie den Gegnern aufgrund seines kulturellen Glanzes als doppelt so stark erschienen, wie es tatsächlich war. Der kluge Politiker Perikles wußte, warum er die Akropolis unter Zweckentfremdung der Bündnergelder innerhalb weniger Jahre erbauen ließ. Octavian/Augustus, der von sich sagte, er habe eine Stadt aus Ziegelsteinen vorgefunden und eine aus Marmor hinterlassen, hat dies ebenso gewußt. Und wenn wir die Dinge klar sehen, so haben dies auch die Angreifer vom 11. September 2001 gewußt, als sie das Pentagon und die Twin Towers zum Ziel ihrer Attacke machten. – Bei Montesquieu freilich erfahren wir darüber wenig: Symbolik und Repräsentation sind ihm als Faktoren imperialer Machtsteigerung weithin entgangen.

Fassen wir zusammen: Moderne Imperien sind weniger durch die physische Kontrolle zusammenhängender Territorien gekennzeichnet, weswegen sie auf politischen Landkarten auch nicht wie Staaten durch farblich markierte Flächen eingetragen werden können. Will man moderne Imperien sichtbar machen, so muß man eine Weltkarte mit dickeren und dünneren Linien überziehen, die Kapitalströme anzeigen, aber auch den Fluß von Waren und Dienstleistungen sowie *Brain drain* markieren, dazu die Kontrolle von Kommunikationssystemen durch die Fähigkeit, weltraumgestützte Satelliten nach Belieben auszuschalten, und man muß Verknüpfungen dieser Stränge eintragen, etwa dort, wo die Zentren der weltmarktbeherrschenden Unternehmen oder die Provider des Internets usw. beheimatet sind. Das ergibt dann keineswegs ein politisch so amorphes Gebilde, wie Negri und Hardt es in ihrem Buch *Empire* entworfen haben,<sup>38</sup> sondern zeigt sehr genau, wie das US-Empire beschaffen ist. Die bereits erwähnten fünf Regionalkommandos sind nur ein Aspekt dessen und keineswegs der wichtigste.

## IV.

Bleibt abschließend – *drittens* – die Frage nach der Wünschbarkeit eines Imperiums, die Montesquieu unter Verweis auf die mit ihm, wie er meint, notwendig verbundene Zerstörung der Freiheit verbürgenden institutionellen Arrangements verneint hatte. Für ihn waren die Entstehung des Römischen Imperiums und die Zerstörung der Römischen Republik zwei Seiten einer Medaille, und diese Perspektive läßt sich kaum, wie die Frage nach der Möglichkeit von Handelsimperien, in eine *quaestio facti* verwandeln, um sie dann durch Verweis auf die Existenz der USA als demokratisches Imperium zu beantworten. Viele

38 Hardt, Michael/Negri, Antonio: *Empire*, insbes. S. 24 ff.

Kritiker des US-Empire argumentieren nämlich auf Montesquieus Spuren, indem sie den Prozeß der amerikanischen Imperiumsbildung von einer Selbstzerstörung der amerikanischen Demokratie begleitet sehen. Chalmers Johnson und Michael Mann seien hier nur stellvertretend für viele andere genannt,<sup>39</sup> und einige ihrer Argumente sind so leicht nicht von der Hand zu weisen. Gewichtiger ist da schon der Hinweis, daß das Britische Empire auf dem Höhepunkt seiner Machtentfaltung durchaus in der Lage war, die bürgerlichen Freiheiten und die Partizipationsrechte der Aristokratie zu wahren. Aber das Empire der Briten könnte eine Ausnahme gewesen sein, mit der die römische Entwicklung als Regel nicht zu widerlegen ist. Sehen wir uns darum abschließend Montesquieus Argumentation etwas genauer an.

In den Diskussionen der letzten Jahre über die amerikanische Außenpolitik ist ein Begriff ins Zentrum getreten, den der Historiker Paul Kennedy Ende der 80er Jahre geprägt hat: *imperial overstretch*, imperiale Überdehnung.<sup>40</sup> Kennedy hat darin Überlegungen Edward Gibbons weitergeführt, die dieser in seiner *History of the Decline and Fall of the Roman Empire* entwickelt hatte. Danach gibt es einen bestimmten Grad der räumlichen Ausdehnung eines Imperiums, jenseits dessen dieses seine Kräfte überfordert und dadurch seinen Fortbestand gefährdet. Auch bei Montesquieu finden sich derlei Überlegungen in den *Considérations*, etwa wenn er schreibt: »Es gibt gewisse Grenzen, die die Natur den Staaten gesetzt hat, um den Ehrgeiz der Menschen zu demütigen. Wenn die Römer sie überschritten, wurden sie fast immer von den Parthern geschlagen, wenn die Parther sie zu überschreiten wagten, wurden sie sogleich zur Umkehr gezwungen. Und zu unserer Zeit sind die Türken, die gleichfalls über diese Grenze vorgestoßen waren, gezwungen worden, wieder hinter sie zurückzutreten.«<sup>41</sup> Montesquieu beschreibt das Problem des *imperial overstretch* als ein Wechselspiel von Expansion und Repulsion, während Gibbon es dazu genutzt hat, die politische Weitsicht und Urteilskraft des Octavian herauszustellen.<sup>42</sup> Octavian bzw. Augustus hat die römische Expansion sowohl im Osten an Euphrat und Tigris als auch im Norden zwischen Weser und Elbe gestoppt, und als er erkannte, daß in Germanien die vorgeschobenen Grenzen nur um den Preis eines kräftezehrenden Kleinkrieges zu halten waren, hat er sie auf die Rheinlinie zurückgenommen. Psychologisch war dies eine Abkehr vom Vorbild des Makedonenkönigs Alexander, dessen weit greifende Eroberungszüge die römischen Politiker und Feldherrn der vorangegangenen Jahrzehnte angeleitet hatten. Montesquieu findet diese Entscheidungen des Octavian keiner Erwähnung wert, im Gegenteil: Er nimmt auf die umfängliche Reduzierung der römischen Legionen unter Augustus nur Bezug, um dem Princeps vorzuhalten, erstmals stehende Land- und Seestreitkräfte aufgestellt zu haben, was innenpolitisch negative Effekte gehabt habe. Ansonsten sei Octavian unter den römischen

39 Johnson, Chalmers: Der Selbstmord der amerikanischen Demokratie; Mann, Michael: Die ohnmächtige Supermacht.

40 Kennedy, Paul: Aufstieg und Fall der großen Mächte, S. 759 ff.

41 Montesquieu: Größe und Niedergang Roms, S. 33 f.

42 Gibbon, Edward: Verfall und Untergang des römischen Imperiums. Bd. 1, S. 12 f.

Feldherrn der erste gewesen, der seine Soldaten durch Proben seiner Feigheit und nicht seines Mutes für sich eingenommen habe.<sup>43</sup>

Montesquieu hat also nicht die Bedeutung dessen erkannt, was ich im Anschluß an Michael Doyle<sup>44</sup> die »augusteische Schwelle« bei der Entwicklung von Imperien nennen möchte: den Wechsel des imperialen Aggregatzustands von äußerer Expansion auf innere Konsolidierung, von Eroberung auf Zivilisierung. Nicht alle Imperien haben diese Schwelle überschritten, einige sind auf ihr stehen geblieben, andere sind nicht einmal in ihre Nähe gekommen. Am Überschreiten der »augusteischen Schwelle« aber hängt der politische Charakter eines Imperiums und damit letzten Endes auch die Frage seiner Wünschbarkeit oder Ablehnung. Will man die »augusteische Schwelle« knapp charakterisieren, so sind es vor allem drei Merkmale, die herauszustellen sind: Die zuvor nach dem Beuteprinzip erfolgende Ämterverteilung wird neu geordnet und nach rationalen Prinzipien reguliert; das Selbstbild des Imperiums wird von kriegerischer Expansion auf dauerhaften Frieden umgestellt (*Pax Romana*), und schließlich wird die Ausbeutungsbeziehung des Zentrums zur Peripherie in eine der Zivilisierung verwandelt: Vor allem dort, wo ein starkes zivilisatorisches Gefälle besteht, wird Exploitation durch Investition überlagert. Der imperiale Raum wird auf diese Weise zu einer Ordnung des Friedens, die sich von der notorischen Gewalttätigkeit der Umgebung abhebt, zu einem Raum der Sicherheit und des Rechts, in dem Handel und Wandel ein deutlich höheres Wohlstandsniveau schaffen als in der Umgebung und in dem schließlich auch die Kultur zu einer Blüte gelangt, wie sie außerhalb dieses Raumes nicht anzutreffen ist. All dies hat Montesquieu so nicht gesehen, und deswegen hat er klar gegen das Imperium optiert.

Uns heute fällt dies schwerer, zumindest dann, wenn wir so aufrichtig und ehrlich sind, uns zuzugestehen, daß wir die Nutznießer und Profiteure einer Weltordnung sind, die durch eine imperiale Macht gesichert und garantiert wird. Daß Hegemonialkriege wie die, die Europa in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zerstört haben, inzwischen weitgehend der Vergangenheit angehören, ist nicht zuletzt der weltweiten Präsenz der USA geschuldet. Daß vor allem Kriege um lebenswichtige Ressourcen auf die Peripherie der Wohlstandszonen beschränkt sind, wo regionale *warlords* im Bündnis mit der international organisierten Kriminalität und mit gelegentlicher Unterstützung multinationaler Unternehmen um die Kapitalisierung von Bodenschätzen und Rohstoffen kämpfen,<sup>45</sup> ist vor allem das Verdienst eines imperialen Garanten der weltpolitischen Ordnung. Und der Verfall staatlicher Ordnungen in weiten Teilen der Welt übt zwangsläufig einen Sog zu imperialer Expansion aus. Natürlich wäre es wünschenswert, wenn die globale Ordnung nach dem europäischen OSZE-Modell funktionieren würde, aber das ist vorerst keine realistische Perspektive. Tatsächlich werden die politische Energie und wirtschaftliche Kraft der Westeuropäer für mindestens noch ein

43 Montesquieu: Größe und Niedergang Roms, S. 81; ein etwas freundlicheres Augustusbild findet sich in: Ders: Vom Geist der Gesetze, V. 18., S. 98 f.

44 Doyle, Michael: Empires, S. 136 f.

45 Dazu Münkler, Herfried: Die neuen Kriege, insbes. S. 131 ff.

Jahrzehnt damit beschäftigt sein, den postimperialen Raum zu stabilisieren, den der Zusammenbruch der Sowjetunion in Mitteleuropa hinterlassen hat. Und die nächsten Anwärtler stehen bereits auf der Schwelle und suchen nach um Einlaß in die Europäische Union. So verwandelt sich die EU selbst langsam und unmerklich, aber irreversibel in eine imperiale Ordnung im eingangs umrissenen Sinn – eine Ordnung, die keine ein für allemal scharf gezogenen Grenzen hat, sondern sich ausdehnt und infolgedessen auch durch unterschiedliche Grade der Integration gekennzeichnet ist.

Das macht auf ein Problem aufmerksam, das nicht nur Montesquieu, sondern alle Imperialismustheoretiker notorisch übersehen haben: den von politisch instabilen oder wirtschaftlich zurückgebliebenen Peripherien ausgehenden Sog, der oftmals für imperiale Expansion entscheidender ist als eine im Zentrum anzutreffende Dynamik. Für Montesquieu war die Sicht auf den von der Peripherie ausgehenden Sog jedoch durch jene römischen Historiker verstellt, in deren Darstellung die gesamte römische Expansionsgeschichte nichts anderes als ein Prozeß der Intervention auf Einladung gewesen ist. Das hielt er für reine Ideologie. Inzwischen gibt es auch in den USA Publizisten, die das *American Empire* als ein »Imperium auf Einladung« bezeichnen.<sup>46</sup> Zumindest die Altbundesrepublikaner und die Neueuropäer im Rumsfeldschen Sinn werden dem jedoch kaum widersprechen können. Vor allem in Deutschland wird die Ankündigung des Abzugs amerikanischer Truppen eher als Drohung denn als Versprechen wahrgenommen. Aber der Blick auf die lateinamerikanischen Interventionen der USA zeigt auch, daß es gelegentlich nur vereinzelte Einladende zu sein brauchten, um eine US-Militärintervention zu initiieren. Wie auch immer – eine gehaltvolle Imperiumstheorie hat die Sogwirkung instabiler Peripherien ins Auge zu fassen, wobei dieser Sog durch Medien und Menschenrechtsaktivisten in den imperialen Zentren verstärkt werden kann. Indem sie Bilder von Gewalt und Elend an der Peripherie verbreiten, fungieren sie als Wegbereiter von Interventionen mit imperialen Folgen. Es kommt nicht von ungefähr, daß Michael Ignatieff jüngst die Abfolge humanitärer militärischer Interventionen der USA als *Empire lite* bezeichnet hat.<sup>47</sup> Auch Europa ist im Gefolge der Süd- und Osterweiterungen zu einem Machtfaktor geworden, der sich kaum von der Zumutung eines langfristigen Engagements an seinen östlichen und südlichen Rändern, vor allem aber im Südosten wird freihalten können. Über all dies erfahren wir bei Montesquieu wenig, weil er die verfassungspolitische Perspektive auf Rom als imperiales Zentrum gegenüber der auf die Ordnung des Gesamttraumes präferiert hat. Die äußere Entwicklung war für ihn eine abhängige Variable der Innenpolitik. Diese Sicht ist in einer globalen Welt nicht mehr möglich.

Dabei sollte die innere Komponente jedoch nicht aus dem Auge verloren werden. Chalmers Johnson hat mit Blick auf die USA den Begriff »blowback«, Rückschlag, geprägt,<sup>48</sup> womit er unter anderem sagen will, daß das imperiale Zentrum auf Dauer von den Ver-

46 Vgl. Maier, Charles: Die Grenzen des Empire, S. 128.

47 Ignatieff, Michael: *Empire lite*.

48 Johnson, Chalmers: Ein Imperium verfällt, S. 19 ff.

werfungen der Peripherie nicht frei bleibt. Der Vietnamkrieg ist dafür ein Beispiel, als die im vietnamesischen Dschungel eingeübten Verhaltensweisen nach einiger Zeit auch in den USA Einzug hielten. In ähnlicher Weise ist – u.a. auch von Hannah Arendt – versucht worden, die Praktiken des Faschismus als innere Fortsetzung von Kolonialpraktiken zu dechiffrieren.<sup>49</sup> In diesem Sinne schreibt auch Montesquieu über die römischen Bürgerkriege, an denen die Republik zerbrochen ist: »Die Bürger wurden jetzt so behandelt, wie sie selbst die besiegten Feinde behandelt hatten, und wurden auch nach denselben Methoden und Grundsätzen regiert.«<sup>50</sup> Es ist die Sorge vieler Imperiumskritiker, daß die Verhaltensweisen der Peripherie mit der Zeit ins Zentrum einwandern. Nur wer die Gefahr ernst nimmt, kann ihrer Herr werden. Gerade Montesquieu ist in dieser Frage ein ernst zu nehmender Warner, und es wäre leichtfertig, seine diesbezüglichen Bedenken in den Wind zu schlagen.

## Literaturverzeichnis

- Arendt, Hannah: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Frankfurt am Main 1955.
- Bernecker, Walther L.: Spanische Geschichte. Von der Reconquista bis heute. Darmstadt 2002.
- Bosbach, Franz: Monarchia Universalis. Ein politischer Leitbegriff der frühen Neuzeit. Göttingen 1988.
- Böhlke, Effi: »Esprit de nation«. Montesquieus politische Philosophie. Berlin 1999.
- Brzezinski, Zbigniew: Die einzige Weltmacht. Amerikas Strategie der Vorherrschaft. Frankfurt am Main 1999.
- Cipolla, Carlo M.: Segel und Kanonen. Die europäische Expansion zur See. Berlin 1999.
- Demandt, Alexander: Die Weltreiche in der Geschichte. In: Das Ende der Weltreiche. Von den Persern bis zur Sowjetunion. Hrsg. von Alexander Demandt. München 1997, S. 221–233.
- Desgraves, Louis: Montesquieu. Aus dem Franz. von Christoph Vormweg. Frankfurt am Main 1992.
- Doyle, Michael: Empires. Ithaca und London 1986.
- Ferguson, Niall: Empire. The Rise and Demise of the British World Order and the Lessons for Global Power. London 2002.
- Gibbon, Edward: Verfall und Untergang des römischen Imperiums bis zum Ende des Reiches im Westen. Aus dem Engl. von Michael Walter. 6 Bde. München 2003.
- Gollwitzer, Heinz: Geschichte des weltpolitischen Denkens. Bd. 1: Vom Zeitalter der Entdeckungen bis zum Beginn des Imperialismus. Göttingen 1972.
- Hardt, Michael/Negri, Antonio: Empire. Die neue Weltordnung. Aus dem Engl. von Thomas Atzert und Andreas Wirthensohn. Frankfurt am Main und New York 2002.

49 Arendt, Hannah: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft.

50 Montesquieu: Größe und Niedergang Roms, S. 94.

- Herdmann, Frank: Montesquieu im Urteil Friedrichs des Großen und der Berliner Akademie. In: Montesquieu. 250 Jahre »Geist der Gesetze«. Hrsg. von Paul-Ludwig Weinacht. Baden-Baden 1999, S. 123–134.
- Hereth, Michael: Montesquieu zur Einführung. Hamburg 1995.
- Hosking, Geoffrey: Russland. Nation und Imperium. 1552–1917. Aus dem Englischen von Kurt Baudisch. Berlin 2000.
- Ignatieff, Michael: Empire lite. Nation-building in Bosnia, Kosovo and Afghanistan. London 2003.
- Johnson, Chalmers: Ein Imperium verfällt. Ist die Weltmacht USA am Ende? Aus dem Amerikanischen von Thomas Pfeiffer und Renate Weitbrecht. München 2000.
- Johnson, Chalmers: Der Selbstmord der amerikanischen Demokratie. Aus dem Amerikanischen von Hans Freundl und Thomas Pfeiffer. München 2003.
- Jones, Eric Lionel: Das Wunder Europa. Umwelt, Wirtschaft und Geopolitik in der Geschichte Europas und Asiens. Aus dem Englischen von Monika Streissler. Tübingen 1991.
- Kennedy, Paul: Aufstieg und Fall der großen Mächte. Ökonomischer Wandel und militärischer Konflikt 1500 bis 2000. Aus dem Englischen von Catharina Jurisch. Frankfurt am Main 1989.
- Maier, Charles S.: Die Grenzen des Empire. In: Empire Amerika. Perspektiven einer neuen Weltordnung. Hrsg. von Ulrich Speck und Natan Sznaider. München 2003, S. 126–137.
- Mandt, Hella: »Die Freiheit Europas und die Knechtschaft Asiens« – Europabewußtsein und die Kritik des Eurozentrismus im politischen Denken Montesquieus. In: Montesquieu. 250 Jahre »Geist der Gesetze«. Hrsg. von Paul-Ludwig Weinacht. Baden-Baden 1999, S. 99–106.
- Mann, Michael: Die ohnmächtige Supermacht. Warum die USA die Welt nicht regieren können. Aus dem Englischen von Thomas Atzert. Frankfurt am Main und New York 2003.
- Mommsen, Wolfgang J.: Imperialismustheorien. Ein Überblick über die neueren Imperialismusinterpretationen. Göttingen 1977.
- Montesquieu: Größe und Niedergang Roms (*Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence*). Mit den Randbemerkungen Friedrich des Großen. Übersetzt und hrsg. von Lothar Schuckert. Frankfurt am Main 1980.
- Montesquieu: *Réflexions sur la monarchie universelle en Europe*. In: Ders.: *Œuvres complètes*. Paris 1964, S. 192–197.
- Montesquieu: Vom Geist der Gesetze. Übersetzt und hrsg. von Ernst Forsthoff. 2 Bde. Tübingen 1992.
- Montesquieu: Meine Gedanken (*Mes Pensées*). Auswahl, Übersetzung und Nachwort von Henning Ritter. München und Wien 2000.
- Münkler, Herfried: Die neuen Kriege. Reinbek b. Hamburg 2002.
- Münkler, Herfried: Staatengemeinschaft oder Imperium. Alternative Ordnungsmodelle bei der Gestaltung von »Weltinnenpolitik«. In: Merkur Nr. 658, 58. Jg., 2004, Heft 2, S. 93–105.

- Münkler, Herfried: Imperien. Die Logik der Weltherrschaft vom antiken Rom bis zu den Vereinigten Staaten. Berlin 2005.
- Pagden, Anthony: Instruments of Empire: Tommaso Campanella and the Universal Monarchy of Spain. In: Ders.: Spanish Imperialism and Political Imagination. Studies in European and Spanish-American Social and Political Theory. 1513–1830. New Haven und London 1990, S. 37–3.
- Pribram, Karl: Geschichte des ökonomischen Denkens. Aus dem Englischen von Horst Brühmann. 2 Bde. Frankfurt am Main 1998.
- Schröder, Hans-Christoph: Sozialistische Imperialismusdeutung. Studien zu ihrer Geschichte. Göttingen 1973.
- Vagts, Alfred: Die Chimäre des europäischen Gleichgewichts. In: Ders.: Bilanzen und Balancen. Aufsätze zur internationalen Finanz und internationalen Politik. Hrsg. von Hans-Ulrich Wehler. Frankfurt am Main 1979, S. 131–160.
- Vance, Norman: Vom *Mare nostrum* zu Kiplings »The Seven Seas«. Das römische Weltreich und Britanniens Wahrnehmung des *Empire* von 1600–1914. In: Schulz, Raimund (Hrsg.): Aufbruch in neue Welten und neue Zeiten. Die großen maritimen Expansionsbewegungen der Antike und Frühen Neuzeit im Vergleich der europäischen Geschichte (= Historische Zeitschrift, Beiheft 34). München 2003, S. 79–108.
- Weiers, Michael: Geschichte der Mongolen. In: Die Mongolen und ihr Weltreich. Hrsg. von Arne Eggebrecht. Mainz 1989, S. 45–114.
- Wittfogel, Karl August: Die orientalische Despotie. Eine vergleichende Untersuchung totaler Macht. Aus dem Engl. von Frits Kool. Köln 1962.

